

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 77 (2000)

Heft: 2

Artikel: Wie die Farben des Regenbogens. : Grosse christliche Traditionen. 1, Aus den Augen - aus dem Sinn? Die "nestorianische" Tradition in Persien und Indien

Autor: Karrer, Kilian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie die Farben des Regenbogens Große christliche Traditionen

2. Aus den Augen – aus dem Sinn? Die «nestorianische» Tradition in Persien und Indien

P. Kilian Karrer

Indische Christen – Fremde im eigenen Land?

In letzter Zeit konnte man in den Medien häufig über Aggressivitäten gegen Christen in Indien lesen. Kirchen und andere christliche Institutionen wurden das Opfer von blindem Hass und brutaler Gewalt. Es wurden sogar Christen umgebracht. Vor allem hinduistische Gruppierungen und ihre Führer fühlen sich von der äußerst kleinen christlichen Minderheit bedroht und reagieren sehr emotional gegen die Existenz und Ausbreitung dieser für sie «neuen» und fremden Religionsgemeinschaft. Nun hat Papst Johannes Paul II. bei seinem kürzlichen Besuch in Indien noch Öl ins Feuer gegossen. Er hat nämlich ganz ausdrücklich die katholische Mission in Indien und überhaupt in Asien gutgeheissen und sie sogar forciert. Die Reaktion darauf ist, dass Hindus und Buddhisten in Indien jetzt gemeinsam die einheimische religiöse Tradition und Kultur gegen die Christen verteidigen wollen. Neben der forcierten christlichen Mission fürchten hinduistische Gruppierungen aber auch die Verbreitung moderner Ideen und die damit verbundene Aufhebung des Kastensystems, das einen grossen Bevölkerungsteil diskriminiert. Deshalb werden gerade auch die sozialen und caritativen Einrichtungen der Christen von den selbsternannten Hütern der indischen Tradition als Ärgernis empfunden. Denn diese sozialen und caritativen Einrichtungen wie Schulen und Krankenhäuser stehen allen Indern offen, gerade auch den Kastenlosen, das heisst den Ärmsten und Rechtlosesten.

Bei genauerem Hinsehen ist es aber vielleicht gar nicht der christliche Glaube, der in Indien als Fremdkörper empfunden wird. Vielleicht sind es nur die Kirchen europäischer Tradition und Prägung, die immer noch mehr oder weniger aggressiv und offensiv ihre Form des Christentums in Indien verbreiten. Im 16. Jahrhundert kamen im Gefolge der portugiesischen Entdeckungen und Kolonisation zuerst römisch-katholische, später auch reformierte und evangelikale Missionare ins Land. Dabei haben die Missionsmethoden dieser Missionare bis in unser Jahrhundert hinein sicher wenig zur gegenseitigen Verständigung und Überzeugung beigetragen. Und schlimmer noch: Diese Missionare nahmen die einheimischen christlichen Gemeinden, die es nachweislich spätestens seit dem vierten Jahrhundert in Indien gibt, nicht richtig oder gar nicht zur Kenntnis. Zwar entwickelte sich zwischen den einheimischen Christen und den Portugiesen zuerst ein freundschaftliches Verhältnis. So setzten sich die Portugiesen bei den örtlichen Hindu-Herrschern für die indischen Christen ein und unterstützten die Restaurierung der Kirchen finanziell. Aber schon bald kam es zu Konflikten wegen der unterschiedlichen religiösen Formen und Traditionen. Alles wurde am damaligen römisch-katholischen Standard gemessen. Die einheimische christliche Tradition wurde als minderwertig oder sogar als falsch abgelehnt. Ab 1597 war es das erklärte Ziel der lateinischen Hierarchie in Indien, die einheimischen Christen zur wahren, eben der römisch-katholischen Kirche zurückzuführen!

Thomas-Christen

Dabei stehen die einheimischen Christen Indiens in einer sehr alten christlichen, wahrscheinlich sogar apostolischen Tradition. Sowohl indische wie syrische Überlieferungen bezeugen die Missionstätigkeit des Apostels Thomas in Indien. Gemäss der südindischen Überlieferung kam der Apostel Thomas im Jahr 52 n.Chr. an die Malabarküste im heutigen indischen Bundesstaat Kerala und bekehrte dort ansässige Juden, sowie Inder aus der Brahmanenkaste. Durch sein Wirken entstand ein einheimisches Christentum mit Priestern und Kirchen. Von der Malabarküste aus missionierte der Apostel Thomas auch weiter im Landesinneren und schliesslich an der Südostküste Indiens, der sogenannten Coromandelküste, im heutigen Bundesstaat Tamil Nadu. In Mailapur, in der Nähe der heutigen Grossstadt Madras, erlitt er im Jahr 72 n.Chr. das Martyrium.

Eine andere Überlieferung berichtet, dass der Apostel Thomas von König Gundapar als Baumeister für seinen Palast aus Persien in den Nordwesten Indiens geholt wurde. Der Apostel Thomas hat diese Gelegenheit zur christlichen Missionierung benutzt und gleich das Königspaar getauft. Da er aber das für den Palastbau bestimmte Geld in urchristlicher Manier unter die Armen verteilt hat, wurde er zeitweise eingekerkert. Später erlitt er bei seiner weiteren Missionstätigkeit das Martyrium.

Diese Traditionen sind nicht einfach aus der Luft gegriffen: Im 1. Jahrhundert n.Chr. bestanden enge Handelsbeziehungen zwischen Alexandrien, Persien und Indien. In Südindien konnten sogar griechisch-römische Kolonien sowie jüdische Gemeinden nachgewiesen werden. Für die Echtheit der indischen Thomasüberlieferung spricht auch das Fehlen einer konkurrierenden Thomastradition irgendwo anders. Erstaunlich ist ferner die Existenz gewisser Thomas-Überlieferungen bei einigen Hindu-Kasten, die früher ihren christlichen Nachbarn bei besonderen Feiern uralte Lieder mit der Thomasgeschichte vorsang. Mit gutem Recht werden diese ein-

heimischen indischen Christen deshalb Thomaschristen genannt.

Die syro-malabarische Kirche in Indien

Entweder bereits durch den Apostel Thomas oder erst durch die Ankunft des syrischen Kaufmanns Thomas Kana und seiner Begleiter, des Bischofs Mar Joseph mit Priestern und Gläubigen aus Persien im Jahr 345, kamen die indischen Christen in den Einflussbereich der stark semitisch geprägten syrischen Kirche in Persien. Das Syrische, eine Form des Aramäischen, der Muttersprache Jesu, war damals die gemeinsame Sprache der Händler und Kaufleute entlang den fernöstlichen Handelsrouten. Diese vielfältigen Beziehungen zu Persien führten nach und nach zur Übernahme liturgischer Formen der persischen Kirche und zur Einbindung in deren Strukturen. Wegen der engen Verbindung mit dieser syrischen Kirche werden die indischen Christen in Südindien auch Syro-Malabaren genannt. Die eigentliche Verwaltung der Kirche blieb ganz in den Händen der einheimischen Christen. Auch in ihrer Lebensweise haben sich die einheimischen Christen nicht allzusehr von den Hindus unterschieden. Sie blieben voll in die Gesellschaft integriert und bekleideten nicht selten hohe Staatsämter.

Indien und Rom

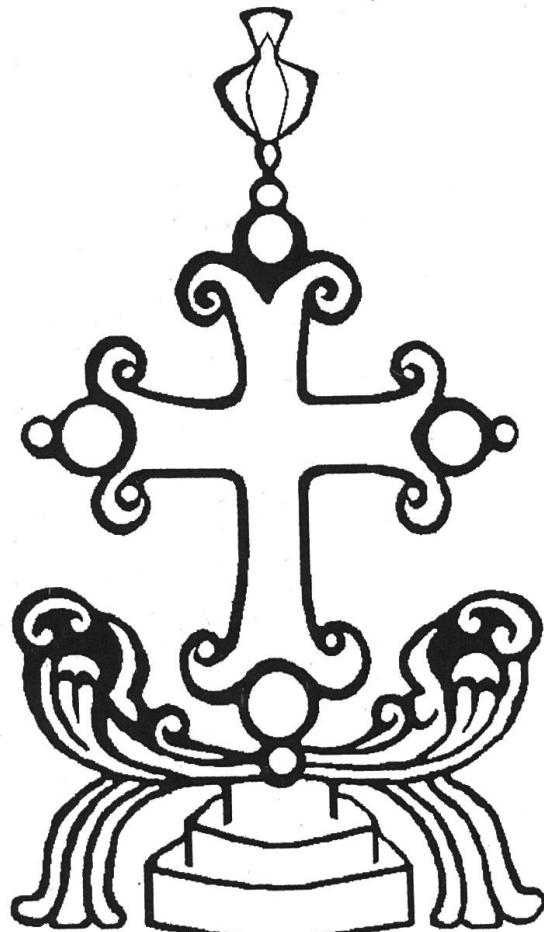
Für die Menschen in Europa war Indien bis zum 13. Jahrhundert ein unbekanntes, die Phantasie und Legenden, zum Beispiel um den Priesterkönig Johannes, beflügelndes Land. Erst die vom Papst zu den Mongolen entsandten Franziskaner und Dominikaner wissen konkret von Christen zu berichten, die sie auf ihrer Reise nach China in Mailapur angetroffen haben. Auch Marco Polo kommt auf der Rückreise von China nach Mailapur und berichtet vom Grab des Apostels Thomas und den Christen und Moslems, die dahin pilgern. 1348–49 hält sich der Franziskaner Johannes von Marignola im südindischen Quilon auf und erhält von den dortigen Christen, die den Pfefferanbau beherrschen, als päpstlicher Le-

gat eine monatliche Zuwendung. Ungeachtet ihrer von der persischen Kirche geprägten Tradition werden die Thomaschristen von ihm als Teil der einen christlichen Kirche angesehen. Und selbst als die Portugiesen in Südindien die ersten Niederlassungen errichten, kann der Seefahrer Cabral einen Priester der Thomaschristen mit nach Rom bringen, ohne dass irgend jemand an seiner Rechtgläubigkeit zweifelt. Er wird im Gegenteil sehr freundlich als katholischer Mitbruder aufgenommen. Auch für die indischen Christen bestanden keine Vorbehalte gegenüber der römischen Kirche. Für sie war der Papst als Patriarch von Rom auch Oberhaupt der Universalkirche, mit der sie ihrem Selbstverständnis nach in ununterbrochener Glaubensgemeinschaft standen.

Die Beziehungen zur römischen Kirche verschlechterten sich dann aber rasch. Grund war das Misstrauen der römisch-katholischen Missionare gegenüber dem einheimischen Klerus und den zum Teil aus Persien stammenden Bischöfen. Das Unverständnis der europäischen Missionare gegenüber den unterschiedlichen religiösen Formen und ihre Angst vor Irrtümern in allem Fremden führten bald zu Konflikten. Die Missionare verlangten nach und nach die Einführung von immer mehr lateinischen Riten, Lehren und Bräuchen bei den einheimischen Christen und betrieben daneben auch eine aktive und erfolgreiche, aber streng römisch-katholische Missionierung der Hindus. Sie hatten dabei den Vorteil des vom Papst dem portugiesischen König gewährten Patronates, das den Portugiesen in den Missionen freie Hand gab.

In diese Zeit fällt die Erscheinung des Kreuzes von Mailapur. Der Überlieferung nach wurde dieses Kreuz in den Stein eingemeisselt, wo der Apostel Thomas gestorben ist. Seine typische Gestalt findet man überall in der syro-malabarischen Kirche. Dieses in den Felsen gemeisselte Kreuz nun soll am 18. Dezember 1557 während einer Qurbana, einer syro-malabarischen Messe, geblutet haben. War es ein Zeichen für den nun beginnenden langen Leidensweg der Thomaschristen?

1599 unterwarf der lateinische Bischof von Goa, Alexander Menezes, auf der sogenannten Synode von Diamper die syro-malabarische Kirche ganz der lateinischen Hierarchie und ihrer Disziplin. Die zunehmenden Spannungen führten schliesslich im Jahr 1653 zur Abspaltung eines Teils der Thomaschristen, die in der Folge von der römisch-katholischen Hierarchie exkommuniziert wurden und (man höre und staune!) im «monophysitischen» Patriarchat von Antiochien (das heutige Antakya im Süden der Türkei) eine neue kirchliche Heimat fanden.



Syro-malabarisches Kreuz. Ein solches Kreuz, eingemeisselt in den Felsen, wo der Apostel Thomas gestorben sein soll, soll am 18. Dezember 1557 geblutet haben.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ging die Latinisierung der syro-malabarischen Kirche weiter. Mit «Erfolg» wurde ihnen das Orientalisch-Sein ausgetrieben und verleidet. Erst 1896 wurden für die Thomaschristen eigene Vikariate mit einheimischen Bischöfen eingerichtet. Das führte zu einem raschen Aufblühen dieser einheimischen Kirche. Nach und nach hat Rom dann dieser Kirche wieder mehr Eigenständigkeit zugestanden. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde schliesslich die einheimische syro-malabarische Tradition offiziell als wertvolles Erbe anerkannt und ihre Wiederherstellung in Angriff genommen. Eine späte, vielleicht zu späte Genugtuung. Ein Hoffnungszeichen ist aber die anhaltende Blüte dieser Kirche, so dass es eigentlich nicht erstaunt, wenn heute (welche Ironie der Geschichte!) sogar römisch-katholische indische Ordensfrauen von der lateinischen zur syro-malabarischen Kirche wechseln möchten.

Die persische Kirche

Es wurde in den vorhergehenden Abschnitten immer wieder von der syrischen Tradition der persischen Kirche gesprochen, die sich die Thomaschristen zum Teil zu eigen machten. Ganz korrekt heisst diese Kirche die Apostolische und Katholische Kirche des Ostens. Im Gegensatz zur syro-malabarischen Kirche ist ihre Blütezeit längst vorbei. Heute kämpft diese Kirche schon rein zahlenmässig um ihr Überleben. Zudem leben ihre wenigen Gläubigen als Opfer der neueren Geschichte verstreut im Nahen Osten (Irak, Iran, Syrien, Libanon), Indien (eine Abspaltung von der syro-malabarischen Kirche im 19. Jahrhundert), Kaukasien und den USA. So unbedeutend diese Kirche heute auch erscheint, so bedeutend war sie doch im Mittelalter.

Der Überlieferung nach hat der Apostel Thomas, bevor er nach Indien ging, das Evangelium in Persien verkündet. Addai, ein Jünger Christi, soll um das Jahr 100 den christlichen Glauben nach Edessa (der damaligen Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, heute die Provinzhauptstadt Urfa im Süden der Tür-

kei) und bis in die Gegend östlich des oberen Tigris gebracht haben. Tatsache ist, dass das Christentum spätestens im 2. Jahrhundert nach Persien gekommen ist. Antiochien und Edessa waren wahrscheinlich die Zentren, von denen aus die von semitischer Kultur getragene christliche Botschaft sich in den Osten verpflanzte. Unter der Führung des Bischofs von Seleukia-Ktesiphon (der damaligen Hauptstadt des Perserreiches, heute Salman Pak im Irak) organisierten sich die persischen Christen bald zu einer eigenständigen Kirche. Entscheidend für die geistige und religiöse Entwicklung dieser Kirche waren die Theologenschulen von Edessa und Nisibis (heute Nusaybin an der türkischen Grenze zu Syrien) mit ihren grossen Lehrern Aphrahat und Ephräm, sowie die alte antiochenische Tradition eines Diodor von Tarsus (im Süden der Türkei) oder Theodor von Mopsuestia (heute Misis im Süden der Türkei). Bis heute haben die persischen Christen ihre syrische und semitische Prägung bewahrt. Neben der syrischen Sprache findet sich in der Liturgie noch manch anderes, das an den jüdischen Ursprung des Christentums und an die alte antiochenische Tradition erinnert.

Isolation oder Überlebensstrategie?

Das Territorium der persischen Kirche lag immer ausserhalb des Römischen Reiches. Trotz der Missionierung durch Glaubensboten aus dem Reich war sie auch kirchlich immer unabhängig von der Hierarchie eines im Reich befindlichen Patriarchates. Als Minderheit hatte das Christentum im persischen Reich einen schweren Stand. Offenbar hat es sich vorwiegend unter der syrischen Bevölkerung ausgebreitet. Als das Christentum unter Kaiser Konstantin zur führenden Religion im Römischen Reich avancierte, wurden die Schwierigkeiten der persischen Kirche noch grösser, denn das Römische und das Perserreich standen sich im Nahen Osten als erbitterte Feinde gegenüber. Die Christen im Perserreich standen nun im Verdacht, mit ihren christlichen Nachbarn gemeinsame Sache gegen das Perserreich zu machen. Lange und blutige Verfol-

gungen, sowie der Abbruch der Beziehungen zu den Christen im Römischen Reich waren die Folge. Um zu überleben erklärte die persische Kirche auf einer Synode 424 die Unabhängigkeit von jeder äusseren Autorität, ohne damit jedoch die Gemeinschaft mit der Gesamtkirche aufzukündigen zu wollen. Von einer Kirchenspaltung wegen Glaubensverschiedenheiten kann hier noch gar keine Rede sein.

Die «nestorianische» Tradition

Die persische Kirche ist aber bis in unser Jahrhundert hinein mit dem Makel des nestorianischen Irrglaubens behaftet und von der Gemeinschaft mit praktisch allen anderen christlichen Kirchen ausgeschlossen. Schuld daran trägt die andauernde politische Feindschaft zwischen dem Römischen und dem Perserreich. Die persischen Christen waren gegen ihren Willen von der theologischen Entwicklung in der Reichskirche ausgeschlossen. Eine wichtige theologische Diskussion, die genau in dieser Zeit der Isolation der persischen Kirche geführt wurde, ist mit dem Namen des Nestorius, Bischof von Konstantinopel von 428 bis 431, verbunden. In der Frage nach der göttlichen und menschlichen Natur Christi soll er vertreten haben, dass Gottheit und Menschheit in Jesus getrennt voneinander bestanden, nur durch das Band der Liebe miteinander verbunden. Konsequenterweise sei Maria die Mutter nur des Menschen Jesus, dürfe also auch nicht Gottes- sondern nur Christusgebärerin genannt werden. Das Konzil von Ephesus hat diese Auffassung im Jahr 431 verurteilt. Zugleich wurde auch Nestorius verurteilt, sowie die alte antiochenische Tradition diskriminiert und deren grosse Anhängerschaft verprellt. Die Diskussionen um das Verhältnis zwischen Jesu Gottheit und Menschheit gingen aber weiter und führten wegen des mangelnden gegenseitigen Verständnisses nur zu neuer Spaltung. Der römische Kaiser versuchte im Jahr 482 mit einer theologisch bedenklichen Formel die religiöse Einheit des Reiches zu retten. Durch eine bewusste Ablehnung dieser Kompromissformel und die Betonung der eigenen Tradition mit



Stele von Siangfu: ein Denkmal zur Erinnerung an die Verbreitung der leuchtenden Lehre (des Christentums) in China.

nestorianisch klingenden Formeln im Jahr 486 distanzierte sich die persische Kirche noch einmal deutlich von der Reichskirche, was auch politisch opportun war. In den Augen der Reichskirche allerdings kam dies einer Kirchenspaltung gleich.

Die persische Kirche blühte in den folgenden Jahrhunderten auf und erlebte im 13. und 14. Jahrhundert ihre Blütezeit. Durch ihre Missionstätigkeit breitete sich das Christentum entlang den Handelsrouten bis nach China aus. Zeugnis davon geben zum Teil in syrisch geschriebene Handschriften aus den Oasen entlang der Nördlichen Seidenstrasse, ein Kreuz in Khotan an der Südlichen Seidenstrasse, sowie eine Stele, die 1625 bei Siangfu (früher Chang'an, Hauptstadt der Tang-Dynastie, jetzt Xi'an) gefunden wurde. Auf ihr sind ein

Kreuz, chinesische Schriftzeichen und eine syrische Inschrift eingemeisselt. Das ganze Steindenkmal wird von einem bogenförmigen Relief mit ineinander verschlungenen Drachen gekrönt. Die Stele wurde 781 als «Gedenkstein zur Erinnerung an die Verbreitung der leuchtenden Lehre aus Tatsin im Reich der Mitte» aufgerichtet. In weitschweifigem Stil wird erzählt, wie 635 der Priester Alopen aus dem christlichen Reich (= Tatsin) die christliche Botschaft (= die leuchtende Lehre) an den Hof Kaiser Tai Zongs brachte. Dieser liess die christlichen Schriften übersetzen, wurde von ihrer Wahrheit ergriffen und erliess Befehle zur Verbreitung der christlichen Lehre in seinem Reich und zur Errichtung einer Kirche (oder eines Klosters) in der Reichshauptstadt. Die Stele enthält auch eine recht ausführliche Darlegung der «leuchtenden Lehre», sowie die weitere Geschichte der christlichen Gemeinde in Xi'an. Am Schluss folgen 78 syrisch und chinesisch geschriebene Namen von Bischöfen, Priestern, Diakonen und nicht weiter spezifizierten Mitarbeitern (oder Mönchen?).

Diese Blüte der persischen Kirche fand um 1380 unter den Eroberungszügen der mongolischen Moslems des Timur Lenk ein brutales Ende. Von diesem Schlag hat sich die persische Kirche nie wieder erholt. Vielleicht war dies der Grund dafür, dass ab dem 16. Jahrhundert Teile der persischen Kirche die Union mit Rom suchten und nach etlichem Hin und Her im 19. Jahrhundert im für sie errichteten chaldäischen Patriarchat ihren Platz innerhalb der römisch-katholischen Weltkirche fanden. Die dramatisch zusammengeschrumpfte Kirche musste in der Neuzeit erneute Dezimierungen durch Türken und Kurden erdulden. In der jüngsten Zeit, nicht zuletzt infolge des Golfkrieges und dem menschlichen Leid durch das Embargo gegen den Irak, haben die persischen Christen wieder ihre Stimme erhoben und sind gemeinsam im Namen des Gottes der Liebe für alle Brüder und Schwestern Jesu Christi eingestanden, für Christen und Andersgläubige. Das ist ein Zeichen des göttlichen Lebens in der persischen Kirche, das wir Katholiken nicht übersehen sollten.

Die Chance der Stille

Die Zeit, in der wir leben, ist oft laut und hektisch. Da bleibt kaum Raum, auf die leise Stimme Gottes zu hören. Suchenden Menschen soll in diesen Tagen der Stille die Chance gegeben werden, loszulassen, sich selbst zu entdecken und dabei vielleicht auch einen neuen Draht, eine neue Beziehung zu Gott zu finden.

Leitung: P. Leonhard Sexauer
Beginn: Freitag, 7.4.2000, 17.00 Uhr
Ende: Sonntag, 9.4.2000, 17.00 Uhr
Kurs, Kost und Logis: Fr. 260.–
Anmeldeschluss: 27.3.2000

Weitere Informationen und Anmeldeunterlagen sind an der Pforte erhältlich (Telefon (061) 735 11 11).